



Dr. Oskar Moos mit seiner Frau.

Von Charlotte Mayenberger, Bad Buchau

Von Buchau nach Theresienstadt

Dr. Oskar Moos (1869–1966)

Vor einigen Wochen bekam ich zwei Berichte. Sie schildern die Lebensgeschichte vom Dr. Oskar Moos, der am 11. November 1869 in Buchau geboren wurde. Den ersten Bericht schrieb er als Tischrede zu seinem 70. Geburtstag, den er am 11. November 1939 in Hillegerberg in Holland feierte; es ist eine Erzählung von seinen Jugendjahren, seiner Ausbildung zum Arzt und der Zeit als Arzt in Heilbronn bis 1933. Den zweiten Bericht verfasste er 1946 zum Geburtstag seiner Frau am 26. Januar 1946. Darin berichtet er von seinen Erlebnissen von 1933 bis 1946. Bis zu seinem Tode am 5. Dezember 1966 lebte er anschließend in Helmstede.

Die Berichte haben mich sehr beeindruckt und deshalb habe ich mich dazu entschlossen, um die Erlaubnis zu Veröffentlichung zu bitten, die mir auch gewährt wurde. In den meisten Fällen werde ich Oskar Moos wörtlich zitieren.

In seinem ersten Bericht blickt Oskar Moos zurück in seine Kindheit:

„Nach zweijährigem Besuch der jüdischen Volksschule sollte ich, da ich schon damals zum Studium ausersehen war, die Lateinschule in Buchau besuchen; da aber der damalige Präzeptor ein gefürchteter Judenhasser war, kam ich zunächst in die Realschule.

Ein Erlebnis aus dieser Zeit: Den Geographie-Unterricht erteilte eben dieser Präzeptor. Er stellte die Frage: ‚Wo liegt Stuttgart?‘ Ich – wohl einer der Jüngsten der Schule – war der einzige, der den Finger streckte. Ich muß da bemerken, alle Klassen der Schule befanden sich in dem selben Schulzimmer. Der Präzeptor sagte zu mir: ‚Nun.‘ Ich antwortete kurz und schnell, wie ich damals in raschem Tempo sprach, mit dem mir von dem gestrengen Schuldespot gereichten Stock auf ‚Stuttgart‘ hinweisend: ‚Stuttgart liegt am Nesenbach!‘ Der Präzeptor zu mir: ‚Gut‘, und zu den andern: ‚Schämt ihr euch nicht, ihr alten Esel, von dem Jungen hier laßt ihr euch beschämen; ich hätte gute Lust, euch Taten herunterzuschlagen, daß es nur so kracht!‘ Die Mitschüler neckten mich noch lange in und außer der Schule mit dem Zuruf: ‚Stuttgart liegt am Nesenbach!‘[...] Nach einjährigem Besuch der Realschule kam ich dann, da inzwischen ein anderer Präzeptor aufgezogen war, in die Lateinschule.

Das Familienleben war vorbildlich. Besonders verwachsen waren wir mit Familie Onkel Friedrich–Tante Rosa, wohnten wir doch jahrelang in dem selben Haus; wir waren die ‚Oberen‘, die anderen die ‚Unteren‘. Ich erinnere mich lebhaft der beiderseitigen Großeltern, zu denen wir in Liebe und Verehrung emporschaute: Großvater Hermann, der Begründer der

Firma, stolz auf den Namen Fabrikant und seine Würde als Stadtrat, und wenn er zur Wahl stand, war dies ein Ereignis für die ganze Familie; Großmutter Sofie war die Seele des damals blühenden Detailgeschäftes. Uns Kindern und später den Enkeln ganz besonders zugetan, bildete sie lebenslang den Mittelpunkt der Familie. Stark beeindruckte uns Kinder das traurige Los unseres Großvaters David Neuburger, der damals schon völlig erblindet war und sich trotz der Verehrung und Liebe seiner Kinder und Enkel doch recht einsam fühlte, als ihm die teure Gattin, Großmutter Helene, in Bad Berg bei Stuttgart, wo sie Heilung suchte, infolge eines schweren Magenleidens von der Seite gerissen wurde. Wir Enkel lasen dem blinden Großvater die Zeitung vor, führten ihn abends, wenn er seine Besuche in der Familie machte, wohnten bei ihm, wenn seine Söhne verreist waren. Festtage waren es für uns, wenn die Tanten zu Besuch kamen. Wir durften sie vielfach mit der Chaise am Bahnhof Schussenried abholen oder gingen entgegen bis zum Häselkreuz. Dann bekamen wir schöne Geschenke, von Tante Clementine Bernheim mit Vorliebe Klassiker, wodurch schon frühzeitig mein Sinn für Literatur geweckt wurde. Ich war damals der richtige Bücherwurm. [...]

Das Elternhaus: Wir Kinder schauten mit Respekt und Liebe zu den Eltern empor. Papa ging völlig auf in seinem Geschäft und in seiner Liebe zur Familie. Für die Ausbildung seiner Kinder, besonders seiner Söhne zwecks Vorbereitung für die spätere Existenz, scheute er kein Opfer. Die Entwicklung der Firma war sein besonderes Anliegen, sein Stolz. Bei seinem Ableben wurde er in der Buchauer Zeitung als der Prototyp jener Industrie-Pioniere bezeichnet, die in der Zeit des Aufschwungs der deutschen Wirtschaft dem deutschen Produkt im In- und Ausland zu Ansehen und Weltgeltung verholfen haben. NB! Ich bemerke dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil so etwas noch geschah im Jahr 1932. Mama war die beste Gattin, und die gütigste Mutter, schlicht, einfach, tüchtige Hausfrau, die Krone des Hauses.

Allmählich wuchs die Kinderschar. Zuerst konzentrierte sich alles um Richard und Oskar. Wir durften mit den Eltern in frühester Jugend auf einige Wochen an den Bodensee, nach Friedrichshafen. Diese Reise gehört zu meinen frühesten Erlebnissen und haftet nur nebelhaft in Erinnerung. Umso eindrucksvoller war für uns Buben die erste größere Reise nach München zu Tante Clementine und Onkel Hermann Bern-

heim; so manche Einzelheit habe ich noch lebhaft in der Erinnerung. Ich war sechs Jahre alt, Bruder Richard ein Jahr älter. Wir bekamen für die München-Reise neue Matrosenkleider. Da sagte Richard: ‚Ich muß auf den Abe (Abort).‘ Ich natürlich sofort: ‚Ich auch!‘ Auf dem Locus war ein Sitz für Erwachsene, nebenan ein solcher für uns Kinder. Jeder von uns wollte auf den großen Sitz. Wir kamen alsbald ins Handgemenge, pufften und schlugen uns; ich kam dabei als der Jüngere etwas ins Hintertreffen, bediente mich deshalb der einzigen mir zur Verfügung stehenden Waffe und pißte den Bruder an ins Gesicht und über den nagelneuen Anzug, er tat desgleichen, dann begaben wir uns hinauf zu Mutter, die uns mit der Näherin erwartete. Was dann geschah – darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. [...]

In München lud uns Tante Heimann, die Schwester von Großvater Hermann Moos, zu einer Wagenfahrt ins Isartal ein. Die alte Tante, meine Eltern, Tante Clementine und ich befanden sich im Wagen, Richard saß stolz auf dem Bock neben dem Kutscher; dies paßte mir gar nicht, ich wollte auch hinauf. Zuerst gab ich schüchtern meinem Verlangen Ausdruck; Mama, die es bemerkte und wohl auch Schlimmeres voraussah, suchte mich zu beschwichtigen. Schließlich wurde ich immer stürmischer, brach in Tränen aus, wollte von hinten den Bruder in den Wagen hereinzerren, da erwuchs mir ein Bundesgenosse im Droschkenkutscher: ‚Der Kloan hat ganz recht!‘ Schwups packte er mich am Schlafittich und im Nu saß ich eingekleilt zwischen dem Rosselenker und Bruder Richard. Es herrschte Ruhe in der Kutsche und wir alle genossen die Schönheit des Isartals.

Einige Jahre später machte Papa mit Richard und mir eine Reise nach Konstanz-Hohenems-Zürich. Wie gewaltig beeindruckte uns das schwäbische Meer, die Berge von Hohenems und das herrliche Zürich! [...] In Buchau war mein bester Jugendfreund Freihofs Friedrich, den wir auch zur Familie rechneten, war er doch der Bruder von Tante Rosa. Wir heckten so manchen Jugendstreich aus, waren damals ‚Max und Moritz‘, wie du, lieber Kurt, in der nachfolgenden Generation mit deinem Vetter Walter.

Richard kam nach Stuttgart in die Realschule, ich durfte zur Aufnahmeprüfung mitfahren. Als ich die bergumrandete Residenz zum ersten Male sah, den bezaubernd schönen Schloßplatz, freute ich mich, daß auch mir bald diese Herrlichkeiten winken werden.



Das Wohnhaus der Familie Moos stand in der Buchauer Hofgartenstraße. Das Gebäude vorne rechts ist die Synagoge.

Das war die Buchauer Jugendzeit: Das Elternhaus, die Familie und die örtliche Umrahmung, das traute Buchau am Federsee, das ihr ja alle kennt. Wenn ich damals oder auch später auf der Kappeler Höhe stand, herablickte auf die Moränelandschaft, vor mir unten das Städtchen mit Kirche und Schloß, dahinter der Federsee und links drüben der Bussen, rechter Hand aber die schneebedeckten Firnen der Alpen herübergrüßten, dann fühlte ich stolz den Wert meiner Heimat. – Und nun mosaikartig, gleichsam im Film abrollend, meine weitere Entwicklung. Nach zweijährigem Besuch der Lateinschule Aufnahmeprüfung in die fünfte Klasse des Karls Gymnasiums Stuttgart. Hier wieder ein kleines Erlebnis: An einem Freitag abend – auf den darauffolgenden Sonntag war die Reise nach Stuttgart festgesetzt – trafen sich die Herren zu Spiel und Unterhaltung in der Wirtschaft zum ‚Kreuz‘. An einem anderen Tisch saß ganz allein ein Buchauer Original, der Schneider Baumeister, der damals 75 Jahre alt war. Aus der eisenbahnlosen Zeit hatte er die Gewohnheit übernommen, zuweilen Stoffe oder auch nur Reste, die er benötigte, zu Fuß, also per pedes apostolorum, bei der noch heute bestehenden Tuchhandlung Keller Söhne in Stuttgart sich zu holen. Da sagte einer der Anwesenden im Hinblick auf die bevorstehende Reise meines Vaters nach Stuttgart: ‚Nun Baumeister! – haben Sie nicht Lust, wieder einmal nach Stuttgart zu laufen?‘ Baumeister, nicht faul, erwiderte: ‚Wenn jeder der Herrn mir einen Kronenta-

ler schenkt, mit Vergnügen!‘ Sofort erklärte sich der Stammtisch damit einverstanden. 36 Mark winkten als Lohn. Es wurde vereinbart, daß Baumeister sich von den Ortsvorstehern von Münsingen, Urach und Hohenheim das Passieren dieser Orte beglaubigen lassen müsse, wodurch die Benützung der Eisenbahn ausgeschlossen war. Abends um 7 Uhr sollte er sich im Hotel Royal bei meinem Vater melden. Morgens 5 Uhr dröhnte schrill die Hausglocke, so wie es verabredet war. Als mein Vater hinausschaute, stand Baumeister schon am Apothekerwinkel und rief: ‚Herr Moos, heut abend in Stuttgart auf Wiedersehen! Ich hab's eilig, sonst langt's nit!‘ Durch Gewitter mit Wolkenbruch wurde er in Hohenheim in den Abendstunden am Weitermarsch aufgehalten. Er meldete sich beim Stadtschultheißen, der gerade in der Wirtschaft war, am Honoratiorenstammtisch. Er erzählte den Anwesenden die ganze Geschichte, die Herren bestanden darauf, daß er bei dem Hundewetter in Hohenheim die Nacht verbringe. Der Ortsgewaltige erklärte Baumeister, der partout weitermarschieren wollte, daß er seine Wette unbedingt gewonnen habe und händigte ihm eine schriftliche Bescheinigung aus. Die Honoratioren regalieren und honorieren den seltsamen Gast in liberalster Weise. Einige Wochen später – ich war ja inzwischen Schüler des Kgl. Karls Gymnasiums geworden – sah ich beim abendlichen Bummel durch die Königstraße am Schaufenster einer bekannten Optikerfirma ein Stereoskop mit der großen Un-

terschrift: ‚Der Schnellläufer vom Fedensee‘, und als ich in den Apparat hineinguckte, erblickte ich zu meiner Freude die mir vertrauten Züge unseres Schneidlers. Nebenbei bemerkt ging er auch s. Zt. zu Fuß nach Wien, um die Weltausstellung in Augenschein zu nehmen.“

Sechs Jahre wohnte Oskar Moos in der Pension Zinck in Stuttgart und hat zusammen mit dem schwäbischen Professor viele Ausflüge auf die Alb gemacht, fleißig das Theater besucht, aber auch die Verwandtschaft. Am liebsten ging er zu Großmutter Sofie, besonders am Freitag, denn da gab es bei ihr immer Nudelsuppe und Hecht nach Buchauer Art.

Nach dem Abitur war die Zeit in Stuttgart vorbei und er besuchte die Universität in Tübingen.

„Das Studium fesselte mich ungemein, besonders natürlich Anatomie mit den Präparier-Übungen an der Leiche. Daneben war Chemie mein Lieblingsfach, besonders später die praktischen Übungen. Ich war aber auch ein flotter Studio mit Band und Mütze und Messuren. Ich genoß die Romantik des Studentenlebens, übersah aber nicht manch Ödes und Abstoßendes. Im dritten Semester gab ich infolge antisemitischer Umtriebe das Band ab, warf mich besonders intensiv auf das Studium und machte zum frühzeitigsten Termin mein Physicum mit der Note Gut.“

Nun folgte das klinische Semester in München, das Schreiben seiner Doktorarbeit, und im Sommer 1893 erhielt er seine Approbation mit der Note Gut.

„Nun fuhr ich als neugebackener Arzt nach Buchau zu den Eltern. Am Bahnhof Schussenried empfangen mich feierlich Onkel Alfred und mein Bruder Richard. Im eleganten Landauer hielt ich meinen Einzug im lieblichen Fedensee-Städtchen, begrüßt und beglückwünscht von den Eltern, Geschwistern, der Familie und den zahlreichen Bekannten. Zur Erholung nach den Examens-Strapazen verbrachte ich einige geruhende Wochen im schönen Ragaz mit anschließendem Besuch in Zürich, Hohenems und Konstanz. Von Ragaz aus machte ich einmal einen schönen Ausflug nach Vättis. Da, beim Mittagmahl, kam der Hotelier herein mit dem Ruf: ‚Ist ein Arzt an der Tafel? Eine Frau ist in Not, der Ortsarzt ist nicht zu erreichen.‘ Ich ging natürlich sofort in das betreffende Haus; es handelte sich um eine Zwillingengeburt. Acht Tage später erhielt ich nach Buchau ein rührendes Dankschreiben der Hebamme, dem der glückliche Vater fünf Franc beigelegt hatte. Ich war natürlich stolz auf den guten Verlauf und das erste

ärztliche Entgelt, wenn es auch recht bescheiden war. [...]

Mein lieber Vater gestattete mir in hochherziger Weise noch ein halbes Jahr Wien, wo ich in den dortigen Kliniken zu Füßen der ersten Koryphäen der Wissenschaft Gelegenheit hatte, mein Wissen zu mehren und zu vertiefen. Eine Reise nach Budapest und eine Semmeringtour mit Besteigung des Sonnwendsteins bildeten den Abschluß meines Wiener Aufenthaltes. Es folgten dann Vertretungen in Buchau bei meinem unvergeßlichen Kollegen Nördlinger und in einem einsamen Albstädtchen, in Gerstetten; dort herrschte damals eine Typhusepidemie, die mich aber nicht abschreckte, sondern, etwas leichtsinnig von mir, geradezu anlockte.

Nun eine Episode, die für mein weiteres Leben von einschneidendster Bedeutung werden sollte. Während meiner Vertreterzeit in Buchau kam ein Gutmanns-Töchterchen, die niedliche Else, zu Tante Rosa auf Besuch. Ich glaube, Tante Lotte Wallersteiner hat dabei etwas Vorsehung gespielt. Wir flirteten zusammen, machten auch einen Ausflug auf den Bussen; da gab mir Else im Walde ein vierblättriges Kleeblatt. Dies trug ich gleichsam als Talisman in meiner Taschenuhr mit mir jahrzehntelang und ehe ich vor meiner Auswanderung meine Uhr zur Überprüfung einem Fachmann übergab, wollte ich das wohlverwahrte Kleeblatt herausnehmen. Da zerfiel es zu Staub. Nun, vierblättrige Kleeblätter können schließlich ersetzt werden. [...] Nach den Vertretungen entschied ich mich zur Eröffnung der Praxis in Heilbronn. Ich begann – noch Junggeselle – im Scheuermann'schen Haus in der Fleinerstraße. Es folgten dann Jahre der Arbeit, des ehelichen Glückes. Klarastraße, Kiliansplatz, schließlich unser ideales Heim in der Kaiserstraße am einzig schönen historischen Marktplatz, das Heranwachsen der Kinder, morgens Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste. Unsere schönen Ferien bei den Eltern, euren Großeltern in Buchau und München, herrliche Reisen in die Schweiz, in die bayrischen und österreichischen Berge, in den Schwarzwald, nach Italien, Wien, Paris, Marienbad etc., bildeten eine angenehme Abwechslung. Das waren Eindrücke und Erlebnisse, die uns und euch, meinen Söhnen, sowie ihr dabei wart, unvergeßlich bleiben.

Ich erfreute mich einer umfangreichen Praxis, arbeitete viel und selbstlos im Beruf und für den Ärzteverein, gehörte 28 Jahre lang ohne Unterbrechung



Die Buchauer Synagoge.

seinem Ausschuß als Mitglied, Schriftführer, stellvertretender Vorstand an, war auch zuletzt noch Delegierter zur Landesversammlung der Württ. Ärzte. Während des Krieges kam dann noch die Arbeit im Lazarett als Stationsarzt und schließlich als dessen Chefarzt. Nahezu drei Jahre lang leitete ich außerdem die Innere Abteilung des Städt. Krankenhauses Heilbronn als stellv. Chefarzt der Inneren Abteilung. In diese Zeit fällt auch unsere Fahrt nach Carignan zu unserem schwer verwundeten Hans.

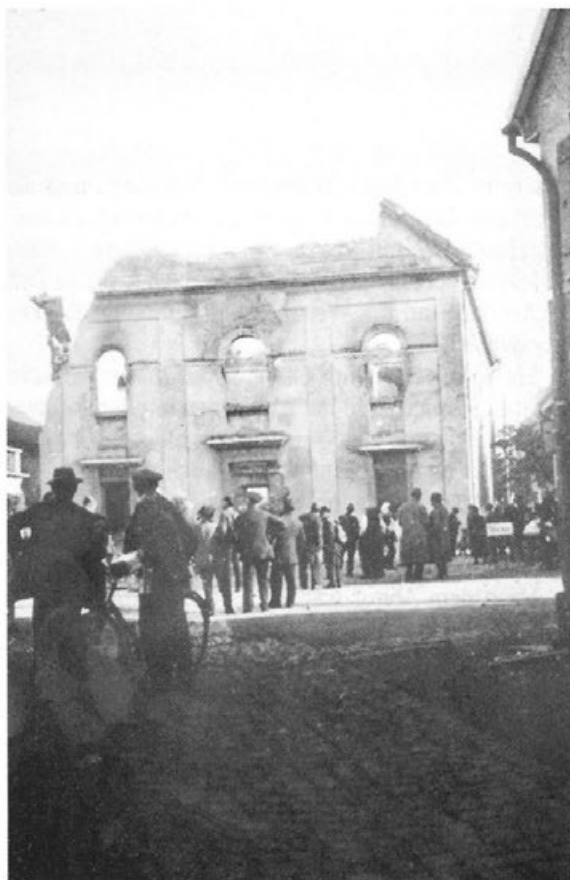
Meine Devise war stets: Dienst am Volke bei Tag und, wenn es die Notwendigkeit erforderte, gar oft bei Nacht.

Nun kam das Jahr 1933 – hier mache ich Halt und schließe mit den Worten des Altmeisters Goethe:

„Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn
Es sei, wie es wolle, es war doch so schön.“

Mit diesem Zitat endet der erste Teil seiner Lebenserinnerungen, und im zweiten Teil greift er dieses Zitat wieder auf.

„Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehen, es war doch so herrlich, es war so schön.“ Dies bezog sich auf mein Leben bis 1933, dem Jahr der Macht-



übernahme Hitlers. Und was hat sich seither ereignet, weltgeschichtlich betrachtet und in unserem eigenen Leben!

Wir wohnten noch in unserer ideal schönen Wohnung, Kaiserstraße 30, Heilbronn, mit flotter Praxis und edel gepflegter Geselligkeit. Nun wurde meine Praxis durch das Nazi-Regime systematisch aber durchgehend abgebaut, nur eben, weil ich Jude war, wiewohl ich 28 Jahre lang dem Ausschuß des Ärztevereins als Ausschußmitglied, stellvertretender Vorsitzender und zuletzt noch als Delegierter zur Landesversammlung der Württembergischen Ärzte angehörte.

Als dieserhalb der Vorsitzende des Ärztevereins beim Oberbürgermeister Gültig, und mein mir wohl gesinnter Landsmann, Ministerialrat Dr. Gottlieb Gnant beim Württ. Ärzteverband vorstellig wurden, bekamen sie zur Antwort, es sei all das nicht gegen meine Person gerichtet, sondern es liege im Zug der Politik.

Die einzelnen Etappen waren: Verlust der Fürsorge-, Ersatzkrankenkassen-, Betriebs- und Ortskrankenkassenpraxis, schließlich August 1938 Entziehung der

Approbation mit dem Zusatz: ‚Berechtigt ausschließlich zur Behandlung von Juden‘.

Wir mußten unsere Wohnung, die wir seit 1913 innehatten, verlassen und zogen in die Gustloffstraße 53. Oktober 1938 besuchten wir quasi zum Abschied die Familie in Buchau, die teuren Familiengräber, wohnten gemütlich bei Vetter Alfred Bernheim. Dann einige schöne Wochen in München bei unserem Nefen Fritz Buchmann: mit ihm, seiner Frau und dem reizenden Güntherchen genossen wir in herrlichen Autofahrten nach Garmisch-Partenkirchen, um den Tegernsee herum, die prächtige Natur des bayrischen Hochlandes. Wir genossen im Hause Bachmann edle Gastfreundschaft, besuchten das Theater, Stätten der Kunst und des Vergnügens, besuchten liebe Familienmitglieder; aber hier wie in Buchau hatten wir das Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen. Rückkehr nach Heilbronn.

Am 10. November 1938 besuchte uns unser lieber Hans und erzählte uns von dem in der Nacht vom 9. auf den 10. erfolgten Pogrom in Nürnberg und seinen Erlebnissen. Er erzählte, wie Luise, als die SS kam, ihn versteckte. Als er doch noch gefunden wurde, sagten die SS-Männer: ‚Danken Sie Gott, dass wir nicht sind wie viele andere. Wir könnten Sie mitnehmen, aber wir lassen Sie unbehelligt!‘

Wir unterhielten uns so bis gegen Mitternacht. Da plötzlich ein dröhnender Böllerschuß. Hans sofort: ‚Das bedeutet Pogrom‘, und schon klirrten bei uns die Fenster. Wir zogen uns sofort zurück in einen geschützten Teil unseres Flurs, eng umschlungen mit Hans und verweilten so bis Morgengrauen. Immer neues Klirren und unheimliches Abgleuchten.

Wir hatten den Eindruck, daß unsere Wohnung ganz zerstört sei und sagten zueinander: ‚Da wird es schön aussehen!‘ Ich möchte noch bemerken: Als der Radau losging, begab ich mich allein in unser Schlafzimmer, knipste das Licht auf und sagte zu dem außerhalb des Fensters stehenden SS-Mann: ‚Was fällt Ihnen ein? Sie sind in der Wohnung des Dr. Moos.‘ Daraufhin rief der SS-Mann seinem unten stehenden Kollegen zu: ‚Da haben wir wohl eine Dummheit gemacht; wir sind ja bei Dr. Moos!‘ Der Untenstehende gab zur Antwort: ‚Frage ihn, ob er Jude ist.‘ Als ich dies natürlich bejahte, sagte er: ‚Dann machen wir weiter, er soll sich in Sicherheit bringen.‘ Und schon wieder Krachen der ins Schlafzimmer geworfenen großen Balken, die uns bei Verweilen im Schlafzim-

mer oder gar im Bett Tod und Verderben hätten bringen können.

Am anderen Morgen waren wir überrascht, daß unsere ganze Einrichtung, die Spiegel, das Glas-service, das zufällig auf dem Tisch eines Zimmers lag, die ganze Sprechzimmereinrichtung, bis auf eine kleine abgeschlagene Ecke der Marmorplatte des Diathermie-Apparates, unversehrt war.

Diese Pogromnacht reifte in uns den Entschluß, den heimatlichen Boden zu verlassen und Schutz bei unseren Kindern in Holland zu suchen. Wir wohnten einige Zeit bei unserer Freundin Milly Victor. Hans suchte und fand Unterschlupf, als die Gefahr Dachau drohte, bei Fritzens in Mannheim, von wo aus er sich, von Kurt in Köln abgeholt, nach Holland begab.

Am 8. Februar fuhren wir via Mannheim und Frankfurt mit Abschiedsbesuchen bei Familie Fritz bzw. Anton nach Hilleegersberg-Rotterdam zu Kurt und Gerda. Hans befand sich im Kamp, da zu jener Zeit die jüngeren Emigranten ins Kamp mußten.

Nach vier schönen Wochen bei unseren lieben Kindern in Hilleegersberg – auch Hans sahen wir öfters – zogen wir nach Scheveningen, wo meine liebe Frau, Gevers Deynootweg 34, eine Pension mit unseren eigenen Möbeln errichtete. Unsere Wohnung in Scheveningen war prächtig gelegen, dicht am Strand nahe der bekannten Seinpost.

Unsere ersten Pensionsgäste waren Gerdas Eltern Max und Marta, die bei uns blieben, bis zu ihrer kurz bevorstehenden Reise zu ihren Kindern nach Bulawayo. Als ich zu ihnen sagte: ‚Wie kann man so kurz vor Gerda's Entbindung abreisen‘, meinte Max: ‚Hitler ist mir zu nahe.‘ Das war im April 1939. Die kommenden Ereignisse haben ihm recht gegeben.

Unser erster Dauerpensionsgast war eine liebe alte Dame, Frau Julia Wolf, eine Verwandte der stark verzweigten Industriefamilie Spanjaard, mit deren einzelnen Familienangehörigen wir durch ihre häufigen Besuche bei ihrer ‚Tante Julia‘ bald in freundschaftliche Beziehungen traten. Frau Wolf, deren Zimmer neben dem unsrigen lag, hörte mit großem Interesse von ihrem Zimmer aus die Darbietungen des Radios an und wenn sie mal den ‚Pascal-Poco oder Österreich wird wieder frei!‘ nicht zu Gehör bekam, nahm sie uns dies persönlich übel.

Durch Max und Marta lernten wir Sanders-Carius kennen, die bald unsere besten Freunde wurden und meiner lieben Frau bei der Führung der Pension nützliche Winke und Ratschläge gaben.

Am 22. Mai 1939 teilte mir Kurt telefonisch mit, daß Gerda sich im Krankenhaus Eudokia in Rotterdam befinde und er davon verständigt worden sei, daß die Geburt bevorstehe. 40 Minuten später befand ich mich bereits im Entbindungszimmer bei Gerda. Kurt war im Vorraum. Eine Stunde später war alles glücklich vorbei. Ich war der erste, der unsere süße Yvonne erblickte, legte sie der strahlenden Mutter in den Arm und verständigte sofort Kurt, daß er Vater eines prächtigen Kindes sei. Ich verständigte dann ‚Großmama Else‘, welche natürlich sofort herbeieilte, und wir alle, die Eltern und Großeltern, waren hochbeglückt über die Anwesenheit unserer süßen Yvonne.

Scheveningen ist ein reizender Platz, das Leben am Boulevard, der herrliche Strand mit dem alten und doch ewig neuen Spiel der Wellen in den verschieden schillerndsten Farben, der Pier, der abends magisch beleuchtete Kurplatz, die Schevening'sche Boschjes, welche – eine herrliche Waldpromenade – den weltberühmten Badeplatz mit der eleganten Residenz Den Haag verbinden.

Nun kam der 10. Mai 1940. Wir waren von unserer Wohnung aus Zeugen eines Luftstreitkampfes: ein Auf und Ab der Flugzeuge, mehrere wurden abgeschossen, keine 100 Meter von unserem Zimmer entfernt; stundenlang Dröhnen der Geschütze. Abends ratterten deutsche Motorräder durch den Cevers Deynootweg. In den ‚Boschjes‘ standen bereits deutsche Tanks; Holland war von den Deutschen erobert!

Vier Tage später sahen wir von unsrem Fenster nach der Stadtseite zu dicke Rauch- und Feuerwolken. Sofort sagte ich: ‚Rotterdam steht in Flammen.‘ Das war das Bombardement von Rotterdam.

Die Pension, die von meiner lieben Frau muster-gütig geführt wurde, war stets gut besetzt. 14 Tage lang hatten wir deutsche Soldaten im Quartier, die aber sehr anständig und für alles sehr dankbar waren. Auch war längere Zeit ein Beamter der Deutschen Verwaltung unser Gast. Dieser bekam einen Abscess und wünschte, von mir behandelt zu werden. Er war dann überaus höflich und zuvorkommend, regalierte uns bei seinem Abschied mit allem möglichen, was rationiert war; bei seinem Abschied versprach er uns, nach dem Krieg zu uns in Pension zu kommen.

Wir hatten viele angenehme Gäste aus allen Ständen, u. a. ein Künstler-Ehepaar (Gonda und Irene), einen angesehenen Industriellen aus Arnheim (Da Silva, von der Firma Stokvis), Prof. Plög von der Mari-

neakademie in Amsterdam. Alle waren begeistert von den Zimmern und der guten Pension, und wenn sie, was gar oft vorkam, von mir ärztlich betreut wurden, erfreuten sie mich und meine Frau durch besondere Aufmerksamkeit. So erhielt ich 50 Zigarren erster Qualität und meine Frau vom genannten Professor eine große Schachtel feiner Pralinés.

Das schönste waren die Besuche unserer Kinder, Kurt kam häufig, weil er ja in Scheveningen geschäftlich zu tun hatte und wenn unsere Haushaltsgehilfin Dina rief: ‚Frau Dr., de eierbör is er‘ (der Eierbub ist da), war es sehr oft unser Kurt, der freudestrahlend, vor Glück schmunzelnd vor uns stand und uns von seinem ‚Gerda-Kind‘ und den Fortschritten seines Töchterchens berichtete.

Angenehme Besuche waren auch Kollega San. Rat. Dr. Fromm und seine Gattin, die gerne bei uns den Lunch einnahmen. Frau Fromm meinte dann immer, sie kämen sich vor wie auf der Reise. Nun, später kamen sie von Westerbork auf Transport und das war dann eine üble Reise.

Unsere letzten Gäste waren Albert und Rosa Loose mit Tante Mathilde, natürlich häufig besucht von ihren Kindern Walter und Hede und ihren prächtigen Enkeln: Peter, Hans und dem allzeit fröhlichen Bobby. Tante Mathilde war ganz begeistert von meiner Frau und der Pension; sie sagte gar oft zu meiner Frau: ‚Du schaffst und mei‘ Rosa geht den ganzen Tag spazieren. Das ist nicht recht. Kann ich Dir etwas helfen?‘

An einem blendend schönen Septembertag, am 7. dieses Monats, lockte mich die warme Sonne und die glitzernde Flut hinaus zu einem Seebad. Als ich erfrischt und gestärkt nach Hause kam, hieß es: ‚Die Küste muß innerhalb drei Tagen von den Juden geräumt werden.‘ Wir riefen telefonisch Kurt herbei, beratschlagten alles, wählten Utrecht als künftigen Wohnsitz.

Looses gingen zu ihren Kindern nah Den Haag; Tante Mathilde kam, da sie psychisch nicht mehr in Ordnung war, in die Heilanstalt Amersfoort. Wir besuchten sie hernach ein Mal dort; sie starb einige Monate später. Bei der Beerdigung waren Rosa mit Walter, ich mit Gerda. Am Grab hielt ich der von uns stets sehr verehrten Tante einen Nachruf.

In Utrecht führte uns Kurt zu der mit ihm befreundeten Frau Salomon. Tante Jo, wie sie in vertrauten Kreisen genannt wurde, nahm uns überaus herzlich auf, richtete sofort für uns und Kurt mit den für sie stereotypen Worten: ‚Nu (spr. Nü) komt het ta-

feltje' einen feinen Teetisch und bot uns Quartier an, bis wir eine Wohnung gefunden. Am nächsten Tag schon bezogen wir ein behagliches Zimmer im Hause Sollie in der Oude Gracht. Solies waren angenehme Logisgeber. In dem töchterreichen Milieu ging es oft lebhaft zu, besonders als Frau Baur mit ihrem Mann ins Haus zog, bei denen ja Kurt jahrelang in Rotterdam Pensionsgast war.

Utrecht selbst, die altertümliche, berühmte Bischofs- und Universitätsstadt mit seiner historischen Vergangenheit, seinen pittoresken Grachten, dem Dom, den modernen Kaufhäusern, war uns, besonders mir, äußerst sympathisch. Ich besuchte fast täglich die Universitätsbibliothek, wie seinerzeit in Den Haag den Lesesaal im Friedenspalast. Eines Tages bekam ich das Generalregister der deutschen Doctordissertationen in die Hand und es war mir natürlich eine Leichtigkeit, im Jahrgang 1892 meine Doctordissertation: 'Ein Fall von Noma faciei bei einem Erwachsenen' verzeichnet zu finden.

Ein ausgedehnter Kreis von Freunden und Bekannten verschaffte uns angenehme Abwechslung und Zerstreung. Wir machten eines Tages bei der uns von Scheveningen her bekannten Familie Dr. Rathenau, früher Ministerialrat in Berlin (Vetter von Walter Rathenau) im nahen Bilthoven einen Besuch. Meine liebe Frau war von Bilthoven, dieser herrlichen Waldkolonie, so begeistert, daß wir uns sofort entschlossen, die Frühjahrs- und Sommermonate in dieser prächtigen Natur zu verbringen.

Wir erhielten fleißig Besuch von Kurt und Gerda und der süßen Yvonne. Eltern und wir, die Großeltern, hatten unsere Freude an dem hübschen, klugen Mädchlein und von Besuch zu Besuch konnten neue Fortschritte festgestellt werden. Auch Neuburgers (Wilhelm und Irene mit ihren Töchtern Erika und Marion) stellten sich hin und wieder bei uns ein und Alice fühlte sich bei uns ganz zu Hause. Diese Besuche erwiderten wir oft und gerne im nahen Amsterdam, wo sich gleichzeitig mit uns zu unserer Freude zuweilen unser Hans aus dem Lager Westerbork einstellte.

In Bilthoven erweiterte sich sehr bald unser Bekannten- und Freundeskreis. Wir lernten dort liebe Menschen kennen und will ich nur einige Namen nennen: Dr. Egon Friedländer mit Familie, Dr. Budenheimer, früher Landgerichtsdirektor in Mannheim, bei dessen Frau ich Bridgeunterricht unentgeltlich nehmen konnte, Herr und Frau Lion, Bondis, Herr und Frau Heymann, Nathansons. Unsere Freunde San-

ders-Carius, Fromms, Herr und Frau Neumann kamen öfters zu uns zu einem Plauderstündchen und einem 'kopje' (Tasse) Tee.

Während unserer Bilthovener Zeit kam das Tragen des Judensterns auf, und es war rührend, wie die holländische Bevölkerung dem Davidstern, der doch die Juden kenntlich und verächtlich machen sollte, ihre Reverenz erwies durch respektvolles Grüßen, Händedruck und Äußerungen wie: 'Ich grüße den Stern des auserwählten Volkes Gottes' oder 'Ich grüße die Oranjesfarbe'.

Eine Dame, die schräg gegenüber von unserer ersten Wohnung in der Rembrandtlaan wohnte, mich vom Sehen kannte, bemerkte, wie ich Tannenzapfen als willkommenes und geschätztes Brennmaterial auf der Straße auflas. Sie sagte: 'Das darf nicht sein'; das könne ich bequemer jederzeit in ihrem Garten bekommen. Sie frug nach unserer jetzigen Wohnung, und am anderen Morgen brachte mir ihr Mann, Dr. Ing., auf dem Fahrrad einen großen Korb voll Anmachholz und Tannenzapfen.

Wir stehen im Frühjahr, Vorsommer 1942. Kurz vor dem Reiseverbot für Juden besuchten uns noch einige Male Kurt und Gerda mit dem lieben Kinde, das schon fest marschieren konnte. Auf dem Weg vom Bahnhof zu unserer Wohnung kamen wir an einer Wiese mit Geißen und Hühnern vorbei. Das drei Jahre alte Kind bezeichnete die Tiere sofort mit den richtigen holländischen Namen; geitje, kippen.

Bei uns angekommen, spielte die kleine Yvonne mit einem hübschen, von Frau Lion entworfenen und von Oma gefertigten 'hondje' (Hündchen). Wenn die Zeit der Abreise nahte, konnte die liebe Kleine zu ihren Eltern sagen 'Nu gaan wij naar de trein' (nun gehen wir zur Bahn). Von Oma und Opa geführt, frug das Kind: 'Waar is papi en mami?' (Wo ist Papi und Mami?). Vom Fenster aus warf uns das Kind, beglückt bei den Eltern zu sein, Kußhand zu und machte winke-winke, so lang wir in Sicht waren. Das waren die schönen Zeiten in Bilthoven.

Dann August 1943 wurden wir nach Amsterdam evakuiert. Wilhelm besorgte uns ein gutes Unterkommen bei Familie Goldstein, Olympiaplein, ganz in der Nähe der prachtvollen Neuburger'schen Wohnung am Minervaplein. Wir waren natürlich viel mit Alice, ihren Kindern und den Enkelinnen zusammen. Dadurch fühlten wir uns bald heimisch in Amsterdam, um so mehr, als wir bei Goldsteins in jeder Hinsicht gut geborgen waren. Die feinen Nachmittagskaffees

bei Alice, dann und wann ein Mittagessen oder Souper bei Wilhelm und Irene bleiben uns unvergeßlich. Wilhelm war zu mir besonders aufmerksam, indem er mich reichlich mit Zigarren versah. Die Nachtstunden von 11 bis 2 Uhr waren immer sehr aufregend, weil um diese Zeit die Aufrufe für die Transporte erfolgten. Zur Ablenkung machten wir einen gemütlichen Bridge mit Goldsteins, bis die gegen 2 Uhr vom Stadion zur Stadt fahrende Tram uns die Gewißheit gab, daß wir nicht mehr in Gefahr waren.

Durch Neuburgers und Goldsteins erweiterte sich rasch unser Bekanntenkreis: Wilhelms Stammtisch im Café Beethoven, dann Frau Mandl bei Alice, Löb und Frau aus Cannstadt, Bergmann (der eisenbahntechnische Leiter der Schlacht bei Tannenberg), Justizrat Magnus, der in Justiz- und schöngeistigen Kreisen in Berlin und im alten Deutschland einen guten Namen hatte, usw.

Am Geburtstag meiner lieben Frau, d. h. am 25. Januar 1943 nachts 12 Uhr, ich gratulierte eben meiner Frau – unsere Geburtstage haben es scheint auf sich – ertönte schrill die Nachtglocke mit dem Ruf: ‚Dr. Moos und Frau zum Transport.‘ Die zwei SS-Männer, die uns zu holen beauftragt waren, wurden von Goldsteins in die Wohnung heraufgerufen, gut traktiert, während wir uns zum Abtransport in die Schauburg rüsteten. Die beiden SS-Männer ließen uns, während sie bei Goldsteins saßen, unbehelligt unsere beiden Koffer packen. Nach herzlicher Verabschiedung von Goldsteins gelangten wir zur Sammelstelle, und dann ging es mit noch anderen zur Schauburg. Im großen Theaterraum waren bereits viele Hundert zum Abtransport nach Westerbork oder Vught bestimmte Menschen, auffallend viel Jugend, versammelt. Wir trafen dort auch Frau Trier, die uns erzählte, daß Herr Neumann bei der Fahrt zur Schauburg im Auto, in das er hineingeworfen wurde, an Herzschlag verschieden sei.

Bei unserer Registrierung sagte ein Herr zu dem fungierenden Beamten: ‚Das sind die Eltern vom Dienstleiter Moos, diesen muß in erster Linie geholfen werden.‘ Den ganzen folgenden Tag verbrachten wir in der Schauburg, verfolgten mit Interesse, was sich alles unseren scharf beobachtenden Augen darbot. Immer kamen neue Zugänge. Wir wurden ordentlich gepflegt, auch erfrischende Limonade gab es zu kaufen.

Nachts 11 Uhr teilte uns ein Herr vom Joodschen Raad offiziell mit, daß fast der ganze Transport für

Kamp Vught bestimmt sei. Es sei noch kein Kamparzt eingestellt, wenn ich bereit sei – was er mir dringend anrate – werde ich die Stelle bekommen. Ich erhalte dort eine feine Wohnung und bevorzugte Kost und sei dort vor Weitertransport sichergestellt. Ich gab zur Antwort, ich könne mich nicht für Vught entscheiden, wenn es noch so blendend wäre, ich lehne das Angebot dankend ab, ich will nur zu meinem Sohn nach Westerbork. Darauf der Herr vom Joodschen Raad: ‚Dann begeben sie sich schleunigst in die Krankenstube und gehen Sie ins Bett, denn nur Kranke kommen nach Westerbork.‘ Ich will noch beiläufig bemerken, daß dieser ganze Vughter Transport mit seinem Arzt schon nach einigen Wochen auf Transport nach dem Osten kam.

Der ganze nun anbrechende Tag war mit der Fahrt nach Kamp Westerbork ausgefüllt. Unseren Hans konnten wir telegrafisch von unserer bevorstehenden Ankunft verständigen.

Hier möchte ich die Begebenheiten im Hause unserer lieben Neuburgers, Minervaplein 25, kurz einflechten. Frau Mandl, die bei Alice wohnte, wurde zum Transport aufgerufen. Wilhelm, der dies von seiner Wohnung aus hörte, sprang in seiner Gutmütigkeit sofort hinauf zu seiner Mutter Wohnung und sagte zu den SS-Männern: ‚Das geht nicht, diese Frau hat unlängst einen Unfall erlitten. Sie ist z. Zt. nicht transportfähig.‘ Wilhelm wurde von den Nazibeauftragten angebrüllt: ‚Wie können Sie sich für diese Jüdin einsetzen? Sie und Ihre Familie gehen auch sofort mit nach Westerbork.‘ So mußten die Armen ihre herrliche Wohnung verlassen und einige Tage später wurde ihre ganze Einrichtung von den Nazis weggeführt. Alice zog nach Amsterdam-Oost.

Nach unserer Ankunft in Westerbork bekamen wir unmittelbar nach unserer Registrierung Fühlung mit unserem Hans. Die Freude des Wiedersehens war gegenseitig groß. Hans führte uns in unser provisorisches Quartier in der Nähe seiner Wohnung. Nach einigen Tagen bezogen wir mit Frau Trier, Frau Neumann, dem Ehepaar Emil Kohn, also mit uns sechs Personen, ein kleines Vorderzimmer in Baracke 43 a. Im Hinterzimmer wohnten Frau Maier und Frau Baumann mit Kindern. Da gab es natürlich seltsame Situationen: Morgens beim Waschen gingen die Damen, die Kinder, darunter ein halb erwachsenes Mädchen, ein und aus, auch wenn ich im Adamskostüm dastand. ‚Wir sehen nichts, wir machen die Augen zu‘ war die übliche Bemerkung. Es kam auch vor,

daß wir abends Bridge spielten, während der fromme Herr Kohn im großen über den Kopf geschlagenen Tallis sein Abendgebet verrichtete.

Unser Hans nahm im Kamp als ‚Dienstleiter‘ eine bevorzugte Stellung ein. Er hat auf Wunsch des holländischen Kommandanten Scholl 1939 das Lager mit aufgebaut und war in der Verwaltung tätig. Bei unserer Ankunft – er wurde inzwischen von dem deutschen Kommandanten als ‚Dienstleiter‘ übernommen – war er mit der Arbeitseinteilung betraut; auch hatte er um die Mittagszeit den Appell abzuhalten. Schon in Amsterdam wurde uns erzählt, daß Hans Moos im Kamp Westerbork ‚Appelldirektor‘ geworden sei.

Hans stellte mich dem Chefarzt Dr. Spanier vor, und März 1943 wurde ich Aufnahmearzt zusammen mit Kollege Goldberg im wechselnden Turnus, aber jeder selbständig und souverän in seiner Arbeit. In zwei Monaten tätigte ich über tausend Aufnahmen ins Lagerkrankenhaus. Diese Untersuchungen lagen mir sehr. Die armen Menschen, wie ich selbst entwurzelte Exilanten, waren für jedes freundliche Wort überaus dankbar und gaben gar oft ihrem Gefühle durch Spendierung feiner Zigarren Ausdruck. Wenn ein Transport in Aussicht stand, durften vier Tage zuvor keine Patienten aufgenommen werden, es sei denn bei hohem Fieber, Ansteckungskrankheiten oder bestehender Lebensgefahr. Wenn ich dann nach erfolgter Untersuchung bemerkte: ‚Kommen Sie nach dem Transport wieder, Sie werden aufgenommen‘, war derselbe zufrieden. Einige wenige kamen dann, die Mehrzahl jedoch kam auf Transport.

In Theresienstadt sagte so mancher zu mir: ‚Durch Sie kam ich damals ins Krankenhaus und bin Ihnen so sehr dankbar dafür.‘ Nach zwei Monaten Tätigkeit, zuletzt als Barackenarzt, wurde ich selbst krank; eine leichte Blasenreizung veranlaßte mich, einen Kollegen zu konsultieren. Dieser befürwortete Krankenhausbeobachtung für einige Tage. Die Blasengeschichte war nach wenigen Tagen behoben, aber ich bekam – sicher Hausinfektion – akute Lungen- und Rippenfellentzündung. Mein behandelnder Arzt in Baracke 6, Saal 3, war der von mir sehr geschätzte Chefarzt, Dr. De Vries. Ich unterzog mich der sehr unangenehmen, aber häufig überaus wirksamen Dagenankur. Schon am darauffolgenden Tag ist die anfängliche hohe Temperatur beträchtlich gefallen; aber es bestand bei gutem Allgemeinbefinden doch noch wochenlang abendlich leichte Temperatursteigerung und

dann bei Verlassen des Bettes noch längere Zeit Bewegungstemperatur. Der ärztliche Prozeß wurde durch ‚Dagenan‘ sofort coupiert, und das bestehende Exsudat (Erguß ins Brustfell) bald resorbiert. Kollege De Vries kam einmal, die Punktionspritze in der Hand; aber die vor der beabsichtigten Punktion vorgenommene Untersuchung ergab, daß ein Bruststich nicht mehr nötig sei. Meine liebe Frau und Hans besuchten mich natürlich täglich und brachten mir leckere Dinge. Auch Alice und Wilhelm kamen oft.

Nach dem langen Krankenlager mußte ich das Laufen lernen wie ein kleines Kind. Meine liebe Frau und Alice führten mich in edlem Wetteifer. Dann ließ Alice, die doch besser Zeit hatte, es sich nicht nehmen, mit mir allein die Gehversuche zu üben. Ich erholte mich dann so nach und nach, und anfangs August wurde ich entlassen. Ich kam dann zu meiner Frau in die sog. Elite-Baracke 84. Meine Frau lag außen im großen Saal; ich kam in das sog. Ärztezimmer, wo aber auch Nichtärzte untergebracht waren. Wir waren dort zu fünft. Unser Zimmerältester war eine markante Persönlichkeit, Bankier Hanf, die ‚Exzellenz‘, wie wir ihn nannten. Auch sein Landsmann, der frühere portugiesische Generalkonsul Isi Kahn, war in unserem Zimmer.

Ich speiste natürlich zusammen mit meiner lieben Frau; das Abendessen nahmen wir zusammen mit Hans in dessen Wohnung ein. Das waren für uns gemütliche Stunden, die nur zuweilen durch Intervention des Zimmermitbewohners Unger, eines verbiessenen Junggesellen, beeinträchtigt wurden.

Nach meiner Wiederherstellung stellte ich mich dem Chefarzt wieder zur Verfügung. Ich war innerlich sehr befriedigt, als dieser zu mir sagte, ich solle mich einige Monate gut erholen, dann werden wir weitersehen. Nun konnte ich über meine Zeit nach Gutdünken verfügen. Mit meiner lieben Frau speiste ich in Baracke 101. Ich hatte die Vorzugskost der Ärzte und meine Frau die sog. ‚bijvödung‘, d. h. Beikost. Dadurch konnten Hans und wir von unserem Überfluß auch an Wilhelms, die dafür sehr empfänglich waren, regelmäßig abgeben.

Ich machte täglich Besuche in den verschiedenen Krankenbaracken, bei Alice, bei Cousine Rosa und bei vielen guten Bekannten, die so nach und nach alle auf Transport kamen. Vier Mal konnten wir – Hans als Dienstleiter, ich als Krankenhausarzt, ich zählte immer als solcher – Alice von der Liste streichen lassen, aber dann ging es nicht mehr. Die Ärmste kam auf

Nimmerwiedersehen auf Transport zu unserem großen Schmerz.

Mit Fromms waren wir oft beisammen. Er war unermüdlich tätig als Facharzt für Kinderkrankheiten, Frau Fromm in der Blindenbetreuung und sonst in sozialer Weise.

Die ärztlichen Diskussionsabende besuchte ich regelmäßig, um auch fachlich auf der Höhe zu bleiben. Wir kamen öfters zusammen mit Georg Borchard, dem berühmten Verfasser von ‚Jettchen Gebert‘ und ‚Kubinke‘. Als er auf Transport kam und ich mich von ihm verabschiedete mit Worten des Bedauerns, gab er mir zur Antwort: ‚Das ist doch nicht schlimm; neue Erfahrungen, neue Eindrücke, vielleicht befruchtend für ein neues Werk.‘ Justizrat Magnus konnte ich drei Mal über ‚Heine‘ sprechen hören, aber stets betrachtete er den großen Dichter von einer anderen Seite; seine Ausführungen über Heines Stellung zum Judentum und Katholizismus erschienen mir besonders fesselnd. Einmal saß ich in vorderster Reihe. Magnus bat um ein Thema, wieder wird ‚Heine‘ gerufen. Da sagte Magnus, der eine Vorliebe für das Schwabenland hatte, in gut imitiertem Schwäbisch: ‚Nein, vor mir sitzt mein Freund Dr. Moos, der kommt aus dem Schwabenland. Wisse Se, der Schiller und der Uhland, der Hegel und der Hauff, das ischt bei uns so Sitte, das ischt bei uns so Brauch. Ich beginne mit Uhland.‘

Aber auch sonst war in Westerbork für gute Unterhaltung gesorgt. Ich erinnere nur an die prachtvollen Konzerte. Erstklassige Künstler vom ‚Concertgebouw‘ und der Schauburg in Amsterdam bildeten ein großes Orchester von wohl gegen 80 Mann. Die Darbietungen waren erstklassig, erinnerten an die Wiener und Berliner Philharmoniker und Symphoniker. Zu diesen Konzerten kam fast regelmäßig der Kommandant Gemmeke mit seinem Stab. Bei seinem Eintritt und Weggang erhoben sich auf Befehl alle Anwesenden wie vor einem Fürsten. Welche Ironie! Großartige Revuen und Kabarets brachten oft angenehme Abwechslung und Ablenkung.

Die krasse traurige Wirklichkeit kam zum Vorschein, wenn die Transporte abgingen; alte und junge Menschen, Kranke auf Tragbahnen, zuweilen in Personenwagen, aber meist in Vieh- und Güterwagen eingepfercht. Die armen Deportierten hatten damals keine Ahnung, daß es für wohl 90 Prozent eine Todesfahrt ist. Fast täglich besuchte ich Hermann und Anna Wolf, deren Hausarzt ich in Heilbronn war. Beim Bombardement von Rotterdam verloren sie, was

sie bei sich hatten. Dann fanden sie Unterschlupf bei Kurt und Gerda, wo sie zwei Wochen wohnten. Von da kamen sie nach Roormond, wo Herr Wolf mehrfach leichte Gehirnblutungen bekam. Wir standen mit ihnen in Korrespondenz. Von Roormond kamen sie ins Kamp Vught, von da völlig ausgeplündert nach Kamp Westerbork. Hermann Wolf, entsetzlich abgemagert, machte den Eindruck eines Todeskandidaten, aber so nach und nach erholte er sich etwas, von seiner prächtigen Frau Anna gut betreut und bald kam die Wolf'sche Vitalität immer mehr zum Vorschein. Ich besuchte ihn fast täglich, bis auch sie auf Transport kamen, und wahrscheinlich ihr Wunsch, zu ihren Kindern nach Palästina zu kommen, nicht in Erfüllung ging. Auch sie, diese lieben Freunde, werden das Schicksal vieler Millionen geteilt haben.

So vergingen die Tage und Monate im Lager Westerbork, bis auch wir den Aufruf zum zweiten Transport nach Theresienstadt, zum Holländertransport, wie er allgemein genannt wurde, erhalten haben. Zu unserer Freude und Beruhigung schloß sich unser Hans uns an.

Ehe wir Lager Westerbork verlassen, will ich noch auf die Barackenverhältnisse zu sprechen kommen. Eine kleine Minderheit – die Prominenten, die Bevorzugten, die Kranken – waren relativ gut untergebracht, aber das Leben in den allgemeinen großen Baracken war geradezu menschenunwürdig.

Ich als Arzt mit der Krankenhausbände hatte überall und zu allen Zeiten, also auch außerhalb der vorgeschriebenen Besuchszeit, Zutritt. In den großen Baracken waren zwei große Säle, rechts die Männer, links die Frauen und die Kinder. Die Betten waren drei Stock hoch, überall Koffer, an den Wänden, den Bettstellen, alles voll behängt mit Kleidungsstücken und anderen Requisiten; war eine Bettstelle leer, diente sie als Bagagebett. In jedem Saal lagen über 200 Menschen.

Am 18. Januar 1944 begann unsere Fahrt nach Theresienstadt. Morgens gegen 7 Uhr wurden wir eingeladen. Wir bekamen, was sehr erfreulich war, Personenwagen; Abfahrt 11.30 Uhr. Auf der Fahrt durch die deutschen Lande war alles wie ausgestorben, da und dort erblickte man, am Slawentyp erkennbar, russische Kriegsgefangene. Die Außenquartiere von Dresden, die wir passierten, waren stark bombardiert. Proviant für das Essen bekamen wir in ausreichendem Maße in Westerbork. Als ehemaliger Krankenhausarzt erhielt ich reichlich Medikamente, zwei Pfd. Butter und eine neue Taschenlampenbatte-

rie mit auf den Weg. Mit unserm Hans und einigen guten Bekannten, z. B. Heinemann sen. und jun., waren wir in einem Wagenabteil. Durch die vielen kleinen Koffer und andere Dinge, die wir Passagiere mit uns führten, war der Wagen gestopft voll, sogar beim Zugang zur Toilette mußten die Sachen, die vor der Türe bis zur Decke aufgestapelt waren, erst entfernt werden. Auf der Station erhielten wir da und dort Kaffee oder auf Wunsch frisches Wasser. Um 7 Uhr abends Ankunft in Bauschewitz (letzte Station vor Theresienstadt). Wir mußten im Zug bleiben bis zum anderen Tage morgens 9.30 Uhr. Wir durften von unserer kleinen Bagage nichts mitnehmen, da alles von den Nazis untersucht wurde. Das große Gepäck war im Bagagewagen. Erst nach drei bis vier Wochen bekamen wir einzeln die Dinge zurück; sehr viel wurde gestohlen. Wir lagen 14 Tage lang nachts unausgekleidet auf den rohen Strohmattzen.

Nach der Ankunft kamen wir in einen Hof, wurden gefilmt. Dann hielt der jüdische Bürgermeister der Ghettostadt Theresienstadt, Dr. Eppstein, eine Ansprache. Er wies darauf hin, daß wir ein bevorzugter Transport seien, wir kämen in eine bessere Baracke, er erwarte von uns, daß jeder zu seinem Teil den Anforderungen, die an ihn gestellt werden, gerecht werde. Dann kamen wir gruppenweise zu etwa 30 in ein Zimmer und wurden dann einzeln in den Registrierungsraum gerufen. Ein Ghettowachmann machte uns darauf aufmerksam, daß Geld, Gold, Silber abgegeben werden muß; wenn etwas derartiges doch gefunden wurde, käme man ins Gefängnis und auf Transport. Nun kam auch ich in die ‚Sluis‘, wie der Untersuchungsraum genannt wurde. Ich wurde aufgefordert, meine sämtlichen Taschen zu leeren, Geld und Schmucksachen abzugeben. Mein wertvolles chirurgisches Taschenetui, mein ständiger Begleiter auf meinen Heilbronner Praxisgängen, wurde mir sofort abgenommen, dgl. meine Untersuchungstaschenlampe. Mit einer neuen Batterie, die mir der Westerbork'sche Chefarzt, Dr. Spanier noch extra mit auf den Weg gegeben hatte, einen Füllfederhalter, dann mein Stethoskop, und als ich einwandte, ich bin doch Arzt, ich benötige diese Gegenstände, sagte der SS-Mann: ‚Was Sie hier als Arzt benötigen, wird Ihnen zugestellt. Diese Sachen brauchen wir. Jetzt kein Wort mehr sprechen.‘ Dann zerriß er meine Briefftasche, um sich zu überzeugen, ob nicht Geld darin enthalten sei. Ich hatte zwei Fieberthermometer, die auch wie das andere mit Wucht in die große Kiste geworfen

wurden. Am Klirren konnte man feststellen, daß sie jetzt kaputt waren.

Dieser Empfang in der ‚Sluis‘ hat mich ungemein deprimiert. Wochen vergingen, bis ich mich davon einigermaßen erholt habe. Auch meine Medikamente, Pflaster (Leukoplast) etc., was ich so reichlich aus der Westerborker Apotheke mitbekommen habe, wurden mir abgenommen.

Wir kamen in die Hamburger Kaserne, ich mit Hans in eine kleine Kammer, zwei Betten hoch, mit etwa 20 Personen; wir waren bald alle gut miteinander bekannt. Die Wohngelegenheit war recht befriedigend, zumal Hans unser Stubenkommandant war; meine liebe Frau wohnte einen Stock tiefer, wo wir auch zusammen speisten. Das Essen mußte in der Magdeburger Kaserne geholt werden, was für meine Frau oft recht beschwerlich war, besonders in der Winterkälte. Die Ernährung war ungenügend, daher rapide Gewichtsabnahmen bei uns dreien. Mit Hans zusammen zu sein, empfanden wir als großes Glück; aber schwer lastete auf uns, daß unser guter Kurt und seine liebe Frau mit ihrem süßen Kinde in Besançon auf dem Wege in die Schweiz geschnappt wurden. Kurt schrieb uns am 5. August von Hillegersberg nach Bilthoven einen Abschiedsbrief, sie wünschen uns alles Gute und hoffen auf ein baldiges Wiedersehen. Am 17. September schrieb uns Kurt vom Camp d'Internement Drancy bei Paris: ‚Unsere Reise ist uns nicht geglückt, wir kommen morgen nach dem Osten. Sind voll guten Mutes. Schickt uns Päckchen, denn wir haben nichts bei uns. Das liebe Kind konnten wir nicht mehr sehen.‘ Es kam nach Nauilly ins Orphelinat Juif, wie wir später durch den Joodschen Raad erfahren haben, und durch dessen Vermittlung, da das Kind vor der Abreise zu seiner Sicherheit katholisch getauft wurde, zu einer feinen katholischen Familie Pontier-Puche nach Bonnemain par Athies (Somme). Als das Kind von der Gestapo gesucht wurde, gelang es Mme Pontier, das Kind über die kritische Zeit in Sicherheit zu bringen. Das tragische Geschick unserer Kinder lastete in Amsterdam, wo uns die Nachricht erreichte, schon schwer auf uns, wiewohl uns zum Trost immer gesagt wurde: ‚Kurt und Gerda sind junge Leute, die werden es schon schaffen.‘ Die Sorge um die guten Kinder, von denen wir ja nichts mehr gehört haben, begleitete uns natürlich nach Westerbork und Theresienstadt.

Wir waren bereits 14 Tage in Theresienstadt, da trafen wir zufällig auf der Straße einen befreundeten



Familie Moos im Garten in der heutigen Gartenstraße.

Landsmann aus Heilbronn, Herrn Max Strauss (früher Teilhaber der Zigarrenfabrik Gustav Adler, dann Adlerkeller). Dieser erzählte uns, daß in seiner Kammer Verwandte von uns seien: Franz und Albert Moos. Wir gingen sofort hinaus in die Dresdner Kaserne, trafen dort in der Tat unsere lieben Vettern Franz und Albert. Die Freude des Wiedersehens war gegenseitig groß. Die beiden waren stark abgemagert und klagten, daß sie kaum mehr gehen können. Sie zeigten mir ihre Knöchel, und ich mußte leider feststellen, daß Herzwassersucht vorlag, das Endsicksal vieler Fettleibiger. Durch Franz, Albert und Henry erfuhren wir, daß Tante Jenny auch in Theresienstadt sei, ferner in der Vorkammer Dr. Hans Elkan, der wie immer äußerst liebenswürdig und zuvorkommend war und uns zu seiner Mutter (Pflegermutter) Helene führte, die in derselben Kaserne in einem Krankensaal lag. Wir freuten uns außerordentlich mitsammen, sprachen viel von vergangenen Zeiten. Dann gingen wir schnurstracks zu Tante Jenny, die gegenüber der ‚Dresdner‘ in einem Altersheim lag. Die freudige Überraschung der lieben Tante war unbeschreiblich, aber wir erschrakten, als wir sie sahen; durch die Basedow'sche Krankheit entsetzlich abgemagert, ein Schatten ihrer selbst, keine Spur mehr ihrer früheren schönen Züge. Auch Julie Loose-Kronenberger stellte sich bald bei uns ein, die damals recht gut aussah und wochenlang unser Nachmittagskaffee-gast war; sie war wie ihre Großmutter Güdel die wandelnde Chronik. Mit Vorliebe ließ sie die ganze Buchauer Wuhstraße Revue passieren, dabei im Gesicht und der Ausdrucksweise eine echte Mändle: ‚Ich, der Max Mänd-

le.‘ Franz, Albert und Tante Jenny wurden von uns und Hans täglich besucht. Dann und wann natürlich auch Helene Elkan; Theo Elkan starb ungefähr ein Jahr vor unserer Ankunft, dgl. Schwägerin Julie am 31. Mai 1943 und unsere Freundin E. Gumbel und Tante Hedwig Neuburger, während Frau Lina Nahm und Tante Berta Neuburger auf Transport kamen.

Ende Februar kam Albert in die Krankenstube, leider viel zu spät, wiewohl ich es ihm Wochen zuvor angeraten habe. Als ich ihn am 6. März 1944 besuchte, lag er in den letzten Zügen; ich konnte ihm noch gerade die Augen zudrücken. Ich ließ sofort Henny herbeirufen, welche tief unglücklich war. Dann verständigte ich Franz. Franz erschrak, als er die Kunde vernahm, nach kurzem Schweigen sagte er gefaßt: ‚Ich habe es kommen sehen. Wenn bei mir einmal der Exitus (Tod) eintritt, behaltet mich in gutem Andenken und grüßt mir meine Kinder.‘ Das war der zweite Todesfall der Familienangehörigen. Am 27. Februar entschlief sanft Cousine Helene Elkan. Die Tragik setzte sich rasch fort. Julie Loose entschlief am 23. März nach kurzem Krankenlager. Nun verschlechterte sich der Zustand von Franz rapid. Er konnte nicht mehr aufstehen, bekam ausgedehnten Decubitus (Aufgelegensein). Ich besuchte ihn, der jetzt auch in der Krankenstube lag, fast täglich. In den letzten vier Wochen seines Lebens war mir dies leider nicht möglich, da ich selbst unpäßlich war; doch kamen meine liebe Frau und Hans fast täglich an sein Krankenbett. Als ich hörte, daß es mit Franz bald zu Ende gehen würde, schleppte ich mich hinaus in die Dresdner Kaserne. Als ich an sein Krankenbett treten wollte, fand

ich es leer und man sagte mir, daß er etwa vor drei Stunden sein Leben ausgehaucht habe und bereits in die Leichenhalle gebracht worden sei. Das war am 22. April 1944. Dr. Hans Elkan starb am 22. Juli. Allen lieben Verwandten haben wir mit Hans die letzte Ehre erwiesen und bewahren ihnen ein treues Gedenken. Friede ihrer Asche.

Durch die strenge Winterkälte bekam ich Frostgeschwüre an zwei Fingern und zwei Zehen, wurde von einem Facharzt für Hautkrankheiten sorgfältig behandelt, mehrmals in der Woche frisch verbunden. Wegen allgemeiner Schwäche stand ich ebenfalls fortwährend in Behandlung. Unser Hans wurde bald als Stubenältester abgelöst, kam vorübergehend zur Post und von da zur Evidenz, d. h. Verwaltung. Er bekam nach einiger Zeit katarrhalische Gelbsucht, wodurch er für mehrere Wochen arbeitsunfähig wurde. Auch meine liebe Frau litt unter der Unterernährung und starker körperlicher Inanspruchnahme, z. B. Essen- und Nachschubholen für uns drei mit dem an sich schon schweren Essensträger, wobei man oft über eine Stunde warten mußte, bis man an die Reihe kam. Beim Nachschub recht oft ohne Ergebnis. Dann Kartoffelschoppen, Zimmer- und Gangreinigung, Schrubben usw. Drei Mal wurde meine Frau mit etwa 200 Personen zum Columbarium kommandiert; dort wurden in drei Schichten von je zweieinhalb Stunden bei schneidender Kälte am laufenden Band die etwa 30 000 mit Name signierten Aschenkästchen aus dem Columbarium auf einen außen auf der Straße stehenden Wagen befördert. So mancher Name von lieben Verwandten und Bekannten ging durch die Hand meiner Frau. Die Kästchen wurden dann in die Elbe geworfen, damit die Kommission des Roten Kreuzes oder evt. später die befreiende Macht keine Einsicht in die enorme Sterblichkeit in der Ghettostadt bekomme.

Meine Frau stand wegen abnormer Gewichtsabnahme ebenfalls in ärztlicher Behandlung. Wir beide bekamen Rekonvaleszentenkost. Hier möchte ich noch darauf hinweisen, daß, gleichgültig ob man das Essen holen wollte oder dasselbe schon in Empfang genommen hatte, man vom O. D. (Ordnungs-Dienst) in den nächstgelegenen Hauseingang gestopft wurde, wo man oft zwei bis drei Stunden warten mußte bis zur Beendigung des Fliegeralarms. Dann begann meine Frau mit dem Häkeln ihrer feinen Krägelchen, die sie an die tschechischen Damen flott absetzen konnte gegen Eintausch von Nahrungsmitteln. Dadurch und

durch sonstige Hilfeleistungen, z. B. Kochen für Alleinstehende, Ausbessern von schadhaften Kleidungsstücken, auch durch freundliches Entgegenkommen der Familie Catz, die mit Nahrungsmitteln stets reichlich versehen war, wurde unsere Verköstigung erheblich über den Durchschnitt gebessert und wir während unseres Aufenthaltes in Theresienstadt über Wasser gehalten. Andernfalls wären wir, wie so viele dort, den traurigen Verhältnissen zum Opfer gefallen.

Ich möchte noch kurz darauf hinweisen, daß wir etwa 20 Mal unser Domizil wechseln mußten, bald in derselben Kaserne, längere Zeit unter dem Dach auf dem staubigen Steinboden bei fehlendem Fenster und schneidender Kälte. Dann wieder in einer ganz anderen, weit entlegenen Kaserne, auch da wieder bald unten, bald oben unter dem Dach. Die Räumungsbefehle mußten zuweilen kurzfristig, innerhalb einer halben Stunde, ausgeführt werden. Die ängstlichen, natürlich auch unter Druck stehenden, stets Strafe befürchtenden Gruppenleiter übten auf die armen Exilanten zuweilen über Gebühr einen starken, ebenso unangenehmen wie unnötigen Druck aus.

In größeren und kleineren Intervallen, je nach der Einwohnerzahl der Ghettostadt, fanden Transporte statt, die stets große Unruhe hervorriefen. Wurde einer durch besondere Beziehungen im letzten Moment aus der Liste gestrichen oder gar noch aus dem Zug geholt, kam dafür ein anderer auf Transport.

Ein geradezu herzerreißender Anblick war der Einzug der Rumänen und Polen, die den 300 bis 400 km weiten Weg von Hof in Bayern nach Theresienstadt zu Fuß zurücklegen mußten. Stark abgemagerte, hohlwangige, kahlgeschorene Menschen, manche mit blutigen Striemen auf dem Schädel, die auf Prügel hinwiesen, die sie unterwegs von der begleitenden Wachmannschaft erhalten hatten. Zum Schluß kam ein Wagen mit Kranken und ein solcher mit Leichen, Opfer des grausamen Transportes. Durch diesen Zustrom war Theresienstadt übervölkert. Eine ganze Kaserne mußte sofort geräumt werden. Die bisherigen Insassen mußten infolgedessen schleunigst umziehen.

Mit jedem neuen Transport kamen mehr oder weniger „Ärzte“ fort, da sich in Theresienstadt etwa 400 bis 500 Ärzte befanden und nur ca. 100 eingestellt waren. Infolgedessen wurden sämtliche im Kamp Theresienstadt anwesenden Ärzte zur Kommandantur befohlen und einzeln vernommen. Zwischen dem amtierenden höheren Offizier und mit entspannt sich folgende Rede und Gegenrede:

Der Offizier: ‚Können Sie arbeiten?‘

Antwort: ‚Ja.‘

Der Offizier: ‚Wollen Sie arbeiten?‘

Antwort: ‚Ja.‘

Der Offizier: ‚Sind Sie in Theresienstadt eingestellt?‘

Antwort: ‚Nein.‘

Der Offizier: ‚Wann waren Sie zuletzt tätig?‘

Antwort: ‚Lagerkrankenhausarzt in Westerbork.‘ Damit überreichte ich dem Offizier die diesbezügliche Bescheinigung des Chefarztes vom Lager Westerbork. Der Offizier: ‚Wenn jeder Arzt so antworten würde wie Sie, wäre es gut bestellt. Die Bescheinigung lege ich zu den Akten.‘

Es ist nicht ausgeschlossen, das wir durch dieses Zwiesgespräch von dem Weitertransport verschont geblieben sind.

Im Mai hieß es plötzlich, daß auch die Holländer auf Transport kommen, obschon ihnen zugesichert war, daß für die Hollandtransporte Theresienstadt die Endstation bilde.

Nun will ich kurz, um ja gerecht zu sein, auf die Annehmlichkeiten von Theresienstadt hinweisen. Mustergültig waren die Douche- und Badräume, ausgezeichnet die ärztliche Versorgung, nur fehlten leider oft die guten Heilmittel. Bei gutem Wetter trafen wir auf dem mit vielen Bänken ausgestatteten schönen Marktplatz unter den flotten Klängen der im nahen Musikpavillon stehenden Kapelle häufig Tante Jenny und gute Bekannte, wie Frau Holzner, Frau Rosa Kirchheimer und andere. Wir besuchten auch häufig das Kaffeehaus. Das war kein restloser Genuß, furchtbarer Andrang – nur eine bestimmte Anzahl, 180 Personen, wurden zugelassen – ein Drücken, Schimpfen, oft kam es auch zu Tätlichkeiten auf dem Weg zur Kasse, wo Frau Bodenheimer amtierte, und zum Eingang ins Kaffeehaus, wo ein strenger Portier die Einlaß-Begehrenden kontrollierte. Aber zum Kaffee erhielt man ein oder zwei Würfel Zucker und das war die Hauptsache, für viele der Zweck des Besuches des Kaffeehauses. Im Kaffeehaus häufig Stelldichein mit unseren lieben Freunden, Dr. Heilner (früher Besitzer und später Direktor der Germania-Linoleumwerke in Bietigheim) und seiner Freundin, Frau Duhnke. Mit Herrn Heilner spielte ich dann und wann Domino.

Gemütlich war der Nachmittagsbesuch in der Sokolowna (Gemeinschaftshaus); dort verbrachten wir mir unserem Hans manch gemütliche Stunde bei Eis oder Limonade. Ich besuchte auch häufig den in der Sokolowna befindlichen Lesesaal wie auch die ärztli-

che Bibliothek mit ihrem geräumigen Lesesaal. Das war jedoch nur in der warmen Jahreszeit möglich, da keine Heizung vorhanden war. Leihweise konnte man das ganze Jahr über Bücher mit nach Hause bekommen, und im guten geheizten Vorraum hatten auch fünf bis sechs Personen (zu denen auch ich gehörte) Platz, um zu lesen, aber die Zeit war recht kurz bemessen.

Wenn der Besuch der Rotkreuzkommission erwartet wurde, wurden die Kasernen und Blockhäuser renoviert, die Straßen und Trottoirs in Ordnung gebracht, da und dort schadhafte Stellen ausgebessert. War die Kommission wirklich in Theresienstadt, dann gab es über die Zeit deren Anwesenheit besseres Essen. Um so geringer war das Essen nach deren Abreise. Der Kommission wurden also Potemkinsche Dörfer gezeigt. Einmal wurden die gutgekleideten, den sogenannten besseren Ständen angehörigen Personen für morgens 10 Uhr in den großen Konzertsaal der Sokolowna befohlen. Das vorzügliche Konzert war im Gang; plötzlich kam die Kommission. Sie betrat aber nicht den Saal, an der Schwelle des Eingangs blieb sie stehen, warf einen Blick in den Saal, verschwand. Der Zauber war vorbei. Herr Rahm und sein Stab schmunzelten, aber die Kommission war über die Verhältnisse in der Ghettostadt sehr gut unterrichtet, besonders die dänischen, die ja von ihren Landsleuten direkte Informationen einzuziehen in der Lage waren.

Auch Filmaufnahmen, zu denen man auch kommandiert wurde, wurden gemacht, die dem Ausland zeigen sollten, wie es den Juden in Theresienstadt geht.

An einem Septemberabend, so um den 20. herum, wurden die vom Hollandtransport in den Hof gebeten, um eine wichtige Mitteilung des Oberbürgermeisters Dr. Eppstein entgegenzunehmen. Dr. Eppstein sagte: ‚Erschrecken Sie nicht, aber ich muß Ihnen eröffnen, daß in wenigen Tagen der erste Hollandtransport abgehen wird. Die Person des Herrn Dr. Zucker ist eine Gewähr, daß der Transport unter besonderem Schutz steht. Es ist uns gesagt, daß wöchentlich ein Mal nach Theresienstadt geschrieben werden darf und umgekehrt.‘ In der darauffolgenden Nacht, morgens gegen 2 Uhr, wurden bereits die zum Transport Bestimmten aufgerufen. Leider war unser Hans auch dabei. Er machte nach Rücksprache mit seinem Freund, Rechtsanwalt Ernst Moos (Ulm), eine Eingabe an den Kommandanten, die aber unbeantwortet blieb. Er bekam seine Nummer. Wir waren,

nachdem wir doch von unserem Kurt und seiner lieben Frau nichts mehr seit ihrem Weggang im Jahre 1942 gehört hatten, tief unglücklich. Es hieß, der Transport komme an die sächsische Grenze in ein Arbeitskamp. Damals beurteilte man diese Deportation nicht so ungünstig, auch rechnete man mit baldigem Kriegsende und damit mit der Befreiung. Ich sagte zu Hans: ‚Lieber Hans, wir wollen uns das Herz nicht schwer machen. In wenigen Monaten ist der Krieg abgelaufen, dann sind wir wieder beisammen.‘ Hans antwortete: ‚Der Krieg kann schon bald zu Ende sein.‘ Er war immer Optimist, und vieles ist so verlaufen, wie er es vorhergesagt.

Dann kam Hans in die Schleuse. An einem Gitter konnten wir ihn noch einige Mal sprechen. Als die Trennungsstunde schlug, sah man unserem totenblauen, geliebten Kinde an, wie schwer ihm der Abschied von seinen Eltern fiel. Meine liebe Frau war, wie es sich denken läßt, in Tränen aufgelöst. Ich konnte mich, wie es in meiner Art liegt, beherrschen. Alles kam ungünstiger, vom Hollandtransport kam kein Bericht nach Theresienstadt und von unserem geliebten Hans haben wir nichts mehr gehört. – So alle vier Wochen durfte jeder eine Karte nach auswärts schicken. Diese wurden streng zensiert, aber es stellte sich heraus, daß sie überhaupt nicht weiterbefördert wurden.

Der Spätsommer und Frühherbst war in diesem Jahr besonders angenehm. Ich ging ab und zu auf die ‚Cavalier‘, wo man unten die Eger rauschen hörte und einen schönen Blick auf das Gebirgspanorama hatte. Dann öfters auf die Bastei; hier waren bequeme Bänke, ein Kinder-, Tummel- und Sportplatz. An sonnigen Tagen lagen junge und alte Menschen auf der Wiese, manche ungeniert in zärtlichem tête-à-tête.

Wenn man ins Auge faßt, was alles in und um Theresienstadt von den Juden geleistet wurde in administrativer und handwerklicher Hinsicht, unter vielen anderen die schönen Anlagen, wie die eben genannte Bastei, der schöne Marktplatz, der Bahnbau, die Instandsetzung der Kaserne, die Blockhäuser, die Krankenhäuser, die vielen ärztlichen Sprechzimmer, die Doucheräume und vieles andere wie die Arbeiten in der Landwirtschaft, im Glimmer und in der Industrie, wenn man in diesem Zusammenhang auf den phantastischen Palästina-Aufbau hinweist mit seinen Chaluzim u: Kwuzahs, dann kann man wirklich nicht mehr behaupten, daß die Juden als solche zur Arbeit mit den Händen nicht geeignet seien. Das ist aber immer eine Frage der sozialen Struktur gewesen. In Deutsch-

land wenig Handwerker, weil jahrhundertlang Ausschluß aus den Innungen, während die Juden in Holland nicht nur im Handel und den freien Berufen sich betätigten, sondern ein überaus starkes Kontingent zu den Land- und Industriearbeitern, zum Handwerk und ähnlichen Arbeiten stellten.

Der Winter 1944/1945 war besonders kalt. Wir wohnten in der Dresdner Kaserne. Am 26. Januar 1945, also gerade am Geburtstag meiner Frau, kam spät abends der Befehl, die Kaserne muß innerhalb einer Stunde geräumt werden. In stockfinsterner Nacht bei schneidender Kälte, schlecht organisiertem Transport vollzog sich die Übersiedlung in die am anderen Ende von Theresienstadt – Entfernung ca. 800 m – gelegene Hamburger Kaserne. Im März wurde die Hamburger Kaserne wegen abgehender Transporte plötzlich wieder ‚Sluis‘. Wir zogen um in die Kurzestraße. Ich kam wieder einmal auf den Boden unter das Dach. Meine Frau lag auf der anderen Seite der Straße in einem kleinen Zimmer im 1. Stock als einzige Deutsche unter zwölf tschechischen Damen, welche auf die Deutschen im allgemeinen schlecht zu sprechen waren, weil sie vom Hausältesten, der ein Deutscher war, fortgesetzt drangsaliert wurden. Zu meiner Frau waren aber alle sehr höflich und lebenswürdig.

Am 10. Mai Kapitulation Deutschlands: Am 22. Mai Einzug der Russen – wir waren wieder freie Menschen!

Nun war mein täglicher Gang hinaus zu der Straße, wo die siegreichen Russen ihren Einzug in die von ihnen befreite Tschechoslowakei hielten. Tanks mit Kanonen, Autos mit bewaffneten Truppen und Geschütze, auch Soldaten zu Fuß, alle freundlich zu den Umstehenden und gut gekleidet. Die Offiziere, auch solche weiblichen Geschlechts, in eleganter Uniform mit breitem Ordensband, erinnerten an die alte kaiserlich-deutsche Armee. Mit großem Jubel wurden die Einziehenden begrüßt, diese wiederum teilten in freigiebiger Weise Zigaretten aus.

Am 11. Juni kamen wir nach Wiesengrund; dort wie schon in Theresienstadt sahen wir, wie die Nazi-Männer und -Frauen teilweise mit kurzgeschorenen Haaren, hinten ausrasiert, und mit dem Hakenkreuz auf dem Rücken für die Sieger und auch für die Juden arbeiten mußten.

Am 22. Juni flogen wir in einem Militärflugzeug, angefüllt mit viel Gepäck und Menschen, nach Metz. Oberhalb der alten Festung aus der Kaiserzeit bekam

der Flugzeugführer den radiotelegrafischen Befehl, direkt Richtung Eindhoven zu nehmen. Für uns war dieser erste Flug in unserem Leben ein bedeutendes Ereignis. Wir konnten den Flug gut verfolgen, hatten keinerlei Beschwerden.

Der Empfang in Eindhoven im Veemegebouw der Philipswerke war herzlich. Wir wurden gut bewirtet, bekamen Schokolade, die Männer Zigaretten. Dort waren wir fünf Tage, dann drei Tage in Batha-Best, von hier mit Frachtautos nach Amsterdam, wo wir ebenfalls eine gute Mahlzeit erhielten. Dann Frachtautofahrt nach Haarlem. In der Empfangshalle war zu lesen ‚Joden getuigen van God‘ (d. h. Juden sind Zeugen von Gott). In Haarlem, wo wir gegen 10 Uhr nachts ankamen, ließen wir die Familie Stijger, bei der doch unsere Möbel und alles was zu unserer ehemaligen Einrichtung gehörte, untergebracht war, telefonisch von unserer bevorstehenden Ankunft verständigen. Nachts 11.30 Uhr brachte uns ein Auto direkt in die Stijger'sche Wohnung. Von Herrn und Frau Stijger wurden wir freundlich empfangen. Herr Stijger war ein Geschäftsfreund unseres Kurt, hielt sehr viel von Kurt und Gerda. Beide waren auch einmal in Heilbronn bei uns zu Besuch. Schon am nächsten Tag sagten sie uns, sie können uns nur eine Woche lang Gastfreundschaft gewähren, da Frau Stijger stark unter Nervosität leide, der Arzt ihr größte Schonung empfohlen habe.

Frau Stijger meinte, wir sollten wieder nach Den Haag gehen, dort fänden wir Unterstützung, somit freie Kost und Logis, alles was wir brauchen. Wir merkten, daß Stijgers durch unsere Rückkehr ein Strich durch ihre Rechnung gemacht wurde. Wenn wir nicht mehr gekommen wären, wäre ihnen alles, was sie von unserem Hab und Gut gewollt, in den Schoß gefallen und wenn wir in Den Haag wohnen – so war ihr Gedankengang – sind wir nicht in der Lage, unsere Interessen zu wahren. Wir bekamen auf unser Ersuchen aber sofort die Genehmigung, in Heemstede unseren Wohnsitz zu nehmen. Wir fanden auch rasch ein gutes Logis.

So leben wir jetzt im lieblichen Heemstede. Nicht nur bei Stijgers, sondern auch in Bilthoven haben wir viele Kostbarkeiten verloren. Man könnte fast einen Roman darüber schreiben. So betreiben wir jetzt mit aller Energie die Rückgabe unserer Sachen, ferner die Vergütung für die durch das Bombardement von Rotterdam und durch das Naziregime uns und unseren Söhnen zugefügten Schäden. Unsere Ansprüche an

Deutschland haben wir auch geltend gemacht. Wollen wir hoffen, daß der Erfolg nicht ausbleibt, und wir sorgenlos unser Leben weiterführen können.

Unsere Errettung aus der Hölle Theresienstadt, die im ‚Aufbau‘ und in den von Moritz Vierfelder herausgegebenen ‚Buchau Nachrichten‘ zu lesen war, fand bei den Verwandten und Bekannten in England, Frankreich, Amerika, Afrika lebhaftes Echo, das sich auswirkte in herzlichen Zuschriften und zahlreichen Paketen.

Es dringt immer mehr in die Welt hinaus, daß auch in Theresienstadt die Juden der Vergasung anheimgefallen wären, wenn die Befreiung durch die Russen vier Tage später erfolgt wäre, alles war schon vorbereitet.

Durch die Pakete und die Kochkunst meiner lieben Frau sowie den Verkauf ihrer viel begehrten Krügelchen haben wir beide an Gewicht erheblich zugenommen.

Zu Deinem ‚70.‘ überreiche ich Dir hiermit, meine liebe Else, den zweiten Teil meiner Aufzeichnungen ‚Aus meinem Leben‘. Es war mir ein Vergnügen, diesen von dir so sehr gehegten Wunsch erfüllen zu können. Ich fühle, daß es eine recht bescheidene Gabe ist, wünsche aber, daß diese schlichte Arbeit dich einigermaßen erfreut und befriedigt.

Hab Dank für Deine Liebe und gute Kameradschaft während unserer ganzen Ehe. Können wir sogar doch in diesem Jahre, so Gott will, unser goldenes Hochzeitsjubiläum feiern.

Leider fällt ein schwarzer Schatten auf all das. Wir müssen immer mehr annehmen, daß unsere lieben, guten, prächtigen Söhne und ihre Frauen, mit denen sie so glücklich waren, nicht mehr am Leben sind. Ihnen wollen wir, so lange wir leben, ein liebes getreues Gedenken bewahren.

Uns aber möge nach unserer Lebensarbeit und Lebensführung nach den Stürmen des Exils, im wahren Sinne der Wortes ein ‚otium cum dignitate‘, Ruhe, Muße in Würde für eine Reihe von Jahren gemeinsam beschieden sein!

Dein Oskar.“

Bildnachweis

Alle Abbildungen privat.